

Jürg Schubiger

Ein Buch auf Besuch

Über das Vorlesen und Zuhören

Der Titel meines Vortrags, «Ein Buch auf Besuch», verrät den Wunsch eines Autors: Die Leserinnen und Leser möchten das Buch (sein Buch, versteht sich) gastfreundlich empfangen.

Ich werde in einem ersten Teil eine Bilderfolge von möglichen Vorlesehaltungen und -Situationen ausbreiten. Dann erzähle ich von meiner «frühen literarischen Sozialisation», wie Bettina Hurrelmann den Vorgang nennen würde, und weise zum Schluss auf rituelle Aspekte des Erzählens und Vorlesens hin. Eine Frage wird uns durchs Ganze begleiten: die nach dem Verhältnis von Erzähler, Zuhörer und Erzählung bzw. Vorleser, Zuhörer und Buch. (Bitte ergänzen Sie die weiblichen Formen, wenn ich sie nicht nenne.)

Das Dreieck-Schema macht augenfällig, dass sich drei Zweierbeziehungen unterscheiden lassen. Wenn ich unsere augenblickliche Situation als Beispiel nehme, kann ich sagen: Wir werden uns in den nächsten gut dreiviertel Stunden auf je verschiedene Art vorwiegend mit dem beschäftigen, worüber ich spreche. Unsere Beziehung kann im Hintergrund bleiben, weil sie durch ein gemeinsames Interesse und durch die konventionelle Form der Vortragsveranstaltung gesichert ist. Wären Sie Kinder und ich ein Autor, der aus seinem Kinderbuch vorliest, ergäbe sich eine andere Konstellation.



Wie variantenreich das Beziehungsspiel ist, lässt sich sehr schön an historischen Formen des Vorlesens zeigen. Ich beginne ziemlich weit vorn: 5. Jahrhundert v. Chr. Eine Griechin sitzt vornübergebeugt auf einem Stuhl und entrollt zwischen ihren beiden Daumen eine beschriebene Papyrusrolle. Sie liest laut für sich allein, d.h., sie liest sich selber vor. (Das stille Lesen kam erst 1500 Jahre später allmählich auf.) Sie muss Lautvariationen ausprobieren, um den Sinn zu treffen. Die Textgestalt, eine Buchstabenschlange ohne Abstände, ohne Satzzeichen, macht das Lesen zum Entziffern. (1)¹ Vorleserin und Zuhörerin sind hier identisch. Das Buch, d.h. der Text auf der Rolle, ist nicht unmittelbar, sondern nur durch konzentrierte Zusammenarbeit von Lesen und Hören zugänglich.

Um 530 n. Chr. im Kloster Montecassino. Mönche sitzen in Reihen und essen schweigend. Einer liest vor. Der Gründer des Klosters, Benedikt von Nursia, hat es in seiner Satzung, einem Konvolut von Pergamentblättern, so bestimmt: «Zu den Mahlzeiten der Brüder», sagt er, «soll stets gelesen werden; doch keiner möge es wagen, aufs Geratewohl zum Buch zu greifen und mit dem Lesen anzufangen; sondern der, welcher dieses Amt für eine ganze Woche übernimmt, soll damit am Sonntage beginnen. Und indem er seinen Dienst nach der Messe und Kommunion antritt, soll er die Bitte äussern, dass alle für ihn beten mögen, auf dass Gott den Geist der Hoffart von ihm abwende.» (2)

Benedikt warnt vor einer Gefahr: Der Vorleser könnte sich hoffärtig über die Zuhörer erheben. Es ginge ihm dann weniger um das geschriebene Wort als um seine Stellung den Mitbrüdern gegenüber.

Universität Bologna um 1320. Ein Lehrer sitzt auf einem Podium einer Gruppe junger Männer gegenüber. Vor ihm, auf einem Katheder, liegt ein schweres, offenes Buch. Er hält eine «Vorlesung». Diese

Einrichtung ist sehr zweckmässig: So brauchen seine Studenten sich die teuren Bücher nicht selber anzuschaffen. Der Wert eines Buches liegt zwischen dem eines Ochsenessens und eines Bauernhofs. Bis heute haben die universitären Lehrveranstaltungen - teilweise zu Recht - den Namen «Vorlesung» behalten. (3)

Der autoritäre Lehrer verbündet sich hier mit der Autorität des Buches. Die Schüler horchen und gehorchen. Sie wiederholen das vom Lehrer Gesprochene und schreiben es nach.

Mitte des 15. Jahrhunderts in Orléans. Bürgerliche Frauen in langen, faltenreichen Röcken, die Haare versteckt unter Hauben, die bis über die Schultern gehen, treffen sich an Winterabenden. Eine von ihnen liest Passagen aus einem Buch, das sich mit den Geschlechtern, mit Liebesaffären, Eheverhältnissen, heimischen Sitten und Aberglauben beschäftigt. Die übrigen spinnen. Kommentare, Einwände und freche Bemerkungen fliegen hin und her. Die Frauen lachen. (4)

Eine unmittelbar überzeugende demokratische und sinnliche Art der gemeinsamen Lektüre. Im lebendigen Beziehungsgeflecht Leserin, Hörerinnen und Buch sind alle Positionen gleichwertig.

Anfang des 19. Jahrhunderts in der englischen Provinz. Tarn Fleck, ein erfinderischer Aussenseiter, wandert herum mit einem verschlissenen Buch, das historische Erzählungen enthält. Tarn liest daraus vor, jeden Abend in einem anderen Haus, er kommentiert das Gelesene ausführlich und vermischt die Berichte über alte Kriege mit Tagesneuigkeiten. Wenn Tarn mit dem Buch eintritt und sich ans Kaminfeuer setzt, wird er mit der Frage begrüßt: «Na, was gibts denn Neues heute Abend?» Und Tarn antwortet: «Schlechte Nachrichten. Titus hat mit der Belagerung von Jerusalem angefangen. Das wird eine üble Sache, kann ich euch jetzt schon sagen!» (5)

Tarn besitzt ein Buch. Sein Inhalt ist fast gleichgültig. Wichtig ist, was der Vorleser und Kommentator daraus macht. Die leseunkundigen Gastgeber müssen dem Vorleser glauben. Die Beziehung Hörer/Vorleser ist hier ganz im Vordergrund. Das Buch garantiert Wahrheit und Würde des Besprochenen.

In Frankreich soll es Erzähler gegeben haben, die ein beliebiges Buch bei sich trugen. Sein einziger Zweck war die Beglaubigung des Erzählten.

Frankreich, Mitte des 18. Jahrhunderts. Diderot kuriert seine Frau Nanette, die nur Bücher zur geistigen Erbauung kennt, von ihrer blutarmen Frömmigkeit, indem er ihr eine Mixtur feuriger Passagen aus Romanen verabreicht. (6)

Das Ehepaar Diderot hätte sich ein Leben lang über das Geistige und das Fleischliche streiten können. In der Welt der Erzählungen finden sie zusammen, einer Welt, die zunächst der Position des Mannes näher ist. Doch erfahrungsgemäss hält die Wirkung einer solchen Behandlung nur an, wenn auch der Arzt geheilt wird.

Deutschland um 1840, mitten im «pädagogischen Zeitalter». Die Kinder auch der mittleren und unteren Schichten lernen lesen und schreiben. Sie finden sich in Büchern weit besser zurecht als die Alten, die teilweise noch Analphabeten sind.

Berthold Auerbach hat einen Abend in einer dörflichen Familie so beschrieben: «... nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule besucht und sagt: <Lies vor, meine Augen sind nicht mehr an das Lesen gewöhnt. Durch den Mund des Kindes, in der Gemeinschaft aller Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nötig, dass dem Kinde Alles verständlich sei...» (7)

1865 in Kuba. Saturnino Martinez gibt für die Arbeiter der Zigarrenindustrie eine Zeitung heraus mit politischen und wissenschaftlichen Artikeln und Gedichten und Kurzgeschichten bedeutender Autoren. Da nur die wenigsten Arbeiter lesen können, kommt Martinez auf die Idee, in den Werkstätten aus seiner Zeitung vorlesen zu lassen. Einer der Arbeiter wird jeweils zum «lector» bestimmt. Die anderen, die unterdessen an langen Tischen sitzend Zigarren drehen, bezahlen den Vorleser aus der eigenen Tasche. (8)

Die Szene erinnert an den Lesezirkel in der Spinnstube. Der «lector» scheint einen beachtlichen Status zu haben. Viele Zuhörer finden aber offenbar rasch einen eigenen Zugang zu den Texten. Arbeiter, die über mehrere Jahre solche Vorlesungen angehört hatten, wussten lange Gedichte auswendig. Von einem wird berichtet, der die «Selbstbetrachtungen» des Mark Aurel aus dem Gedächtnis vollständig

vortragen konnte.

Oberrieden bei Zürich, 1998. Mein Enkel Jan, im Pijama und mit geputzten Zähnen, und mein Sohn Christoph, in Hemd und Hose und mit noch ungeputzten Zähnen, liegen nebeneinander im Bett des Jungen. Christoph liest wie alle Abende seit Wochen, Monaten schon aus einem Lieblingsbuch seiner eigenen Jugend, Tolkiens «Herr der Ringe», wobei er den hochsprachlichen Text laufend in Mundart übersetzt. Nach einer halben Stunde verlässt Christoph das Zimmer und darf nun, so lautet die Abmachung, von keinen Kinderwünschen mehr behelligt werden. (9)

Dem Vorlesen ist ein Vor-Lesen im zeitlichen Sinn vorangegangen. Christoph liest, was er vorher selber einmal gelesen hat und was er nun mit dem Zuhörer teilen will. Vater und Sohn sind einander körperlich nah und bewegen sich beide gemeinsam in Tolkiens fantastischer Welt. Sporadisch hört die jüngere Tochter Nina bei diesen Lesungen mit, die sie teilweise etwas überfordern. Sie zieht Erzählungen vor, die im Augenblick für sie an ihrem Bett erfunden werden. Diesen Part hat die Mutter übernommen. Die beiden haben sich zu einer weiblichen Erzählgemeinschaft verbunden.

Und nun noch ein letztes, aktuelles Bild: Gresham im US-Staat Oregon, 2004. Der elfjährige Shawn gilt als «leseschwach» Kind. Mit seinem Lieblingsbuch sitzt er in der öffentlichen Bibliothek und neben ihm der sandfarbene Labrador Patrick. Shawn liest dem Hund die Erzählung «Der Wachhund und die Kojo-ten» vor und streichelt ihn dabei. Der Hund ist darauf dressiert, so dreinzuschauen, als hörte er aufmerksam zu. Shawn liest von Tag zu Tag besser. (9)²

Erwachsene, die heute einem Kind beim Lesen zuhören, sind in der Regel nicht mit dem Text beschäftigt, sondern mit der Lesefertigkeit des Kindes. Ganz anders der Hund: Er beurteilt kein Können. Er scheint am Leser und am Buch interessiert zu sein. Die Szene in der Bibliothek gibt nützliche Hinweise für eine Leseförderung auch ohne Hund.

Grosse Gefühle

Eine weitere Vorleseszene, für mich die bedeutungsvollste, kommt hier dazu.

Winterthur (Schweiz), Mitte der 40er Jahre. Jeden Abend nach dem Essen, wenn das Geschirr weggeräumt und die karierte Wachstuchdecke gesäubert war, las der Vater uns vor. Die Erzählungen, «Heimatlos» von Johanna Spyri etwa, kamen mir endlos vor. Ich sass darin wie in einem Nachtzug und sie nahmen mich mit. Die Fahrt durfte nicht enden. Natürlich war ich auf den Schluss genauso gespannt wie meine Schwester und meine Mutter, die sich als Zuhörerinnen von uns Kindern kaum unterschied. Was nicht enden durfte, war der regelmässige Fortgang der erzählenden Stimme. Dabei wusste ich, dass es Punkt acht Uhr zwar vorläufig, für den heutigen Tag, aber doch unwiderruflich vorbei sein würde, dass der Vater dann noch einmal ins Büro ging. Wenn er das Buch zuschlug, erschrak ich. Sein Knallen und mein Erschrecken ergaben zusammen den dramatischen Schluss. Die anderen lachten. «De Fritzli flüügt es bitzli», hiess es. Fritzli war der Held meines bevorzugten Bilderbuches gewesen. In solchen Momenten war ich Fritzli, der ein bisschen abstürzt. Diese Erinnerung ist inzwischen selber zur Geschichte geworden. Ich habe sie schon mehrmals erzählt. Die Wiederholung hat die Elemente aussortiert, die dazugehören. Sie hat auch zu Verallgemeinerungen geführt: «Jeden Abend nach dem

Essen...» Wiederholt erzählte Episoden, das beobachte ich nicht nur bei mir, gerinnen ziemlich rasch zu einer Form, die sich dann kaum mehr verändert. Nicht nur die Schrift fixiert, auch die mündliche Erzählung läuft auf eine vereinfachende Verfestigung zu. Die Verallgemeinerungen meines Berichts kennzeichnen aber zugleich einen für mich entscheidenden Zug dieser Vorleseabende: Sie bildeten eine Gewohnheit, die unsere Tage rhythmisch gliederte, einen Familienritus, der erst gegen Ende des Krieges seine Form hatte finden können. Vorher war mein Vater als Soldat im «Aktivdienst» gewesen, mehr als die halbe Zeit irgendwo eingeklemmt zwischen den Bergen.

Was uns in der Familie schmerzte und freute, Trennung vom Vater und Wiedersehen etwa, liess sich nicht vergleichen mit dem, was die Menschen in den Büchern viel reicher orchestriert erlebten. Ich lernte die grossen Gefühle kennen. Das Traurige zog mich besonders an, der Verlust, der war wie für immer. In der Nachbarschaft des dunkelsten Schicksals lag für mich erst der Trost - so kommt es mir heute vor - der wirklich tragfähig war. Die Ahnung, dass am Ende alles doch noch gut werden würde,

wirkte dabei keineswegs beschwichtigend. Sie erlaubte mir erst, mich der Bewegung, der Erschütterung vorbehaltlos zu überlassen. Das Traurige verband mich am unmittelbarsten mit den Menschen im Buch. Ich fühlte mich zugehörig - ich weiss nicht recht zu wem oder was - jedenfalls nicht nur zu einem Protagonisten, eher zu etwas namenlos Menschlichem, dem die Figur nahe war, zu etwas Anonymem, wie es in Liedern anklang: «Pommerland ist abgebrannt. Maikäfer flieg.» Die Bücher, aus denen der Vater vorlas, kamen aus der Bibliothek des Pestalozzianums in Zürich. Pyramidenförmige Pakete, in denen die Bände der Grösse nach aufgeschichtet waren. Die Verschnürung befestigte zugleich ein doppelseitiges Adressschild. Für die Rücksendung brauchte man das Schild nur umzudrehen. Mein Vater fasste die frisch eingetroffenen Bücher an, schien sie zu wägen. Die Zigarette im Mundwinkel, den Kopf leicht zur Seite geneigt, damit ihm der Rauch nicht ins Auge stieg, las er da und las dort und traf dann eine Wahl. Wir Kinder blätterten in den abgegriffenen Bänden und verweilten bei dunklen Holzschnitten, die bei mir die unspezifische Erinnerung an ganz und gar Unbegreifliches hinterlassen haben. Der Vater konnte durchaus auch frei erzählen und Geschichten erfinden, doch diese Dinge gehörten nicht in unseren literarischen Abend, der inzwischen fast ausschliesslich hochsprachlich war. Da galt nur, was schwarz auf weiss zwischen zwei Buchdeckeln stand und vorher schon, immer schon da gestanden hatte, in Sätzen, an denen nichts mehr zu rütteln war, an denen auch nicht gerüttelt werden durfte. Wenn Vater beim Vorlesen zwischendurch etwas dazufabulierte, was oft in Mundart geschah, protestierten wir lachend. Zur Kultur der Familie, aus der mein Vater kam, gehörte eine populäre Mundartliteratur, schwank- und balladenartige Stücke, die bei Familienzusammenkünften, an Allerheiligen etwa, mit viel mimi-schem Aufwand vorgetragen wurden. Mein Vater ergänzte dieses Repertoire durch Gedichte von Ringelnatz und Morgenstern. Während des Krieges und auch später noch las er, wenn Besuch da war und man uns Kinder schon zu Bett geschickt hatte, aus Kästners «Lyrischer Hausapotheke» vor: die bissigsten, entlarvendsten und frivolsten Verse. «Maskenball im Hochgebirge» gehörte dazu. Wir vernahmen Vaters Stimme durch die dünne Schiebetür, die Stube und Kinderzimmer trennte. *«Die Umgebung glich gefrorenen Betten. Auf die Abendkleider fiel der Reif. Zähne klapperten wie Kastagnetten. Frau von Cottas Brüste wurden steif.»*

Die befreiende Strophe, die dann folgte, sprachen wir leise und frohlockend mit, meine Schwester und

ich:

«Das Gebirge machte böse Miene. Das Gebirge wollte seine Ruh. Und mit einer mittleren Lawine deckte es die blöde Bande zu.»

Lange bevor ich seine Kinderbücher kennen lernte, war Kästner für mich mit seinen Gedichten für Erwachsene präsent. Das Zwingende von Rhythmus und Reim verschärfte sich im Mund meines Vaters. Als ich später, als Jugendlicher, den poetischeren Teil von Vaters Repertoire übernahm, war von Kästner nichts dabei. Zwischendurch erlebten wir eine Zeit der Balladen. Der Vater bevorzugte Stücke, die er drohend und donnernd wie ein Gewitter auf uns loslassen konnte: Fontanes «John Maynard» (was er zu «Männert» verknäppte), «Nis Randers» von Otto Ernst, «Des Sängers Fluch» von Uhland zum Beispiel. Literarische Unwetter, die wir tropfnass und triumphierend überstanden. Eine Schule der Gefühle auch hier, der besonderen Gefühle, die in unserem Alltag so selten waren wie das Nachtpfauenauge oder der Trauermantel. In Uhlands Ballade heisst es von den Sängern: *«5/e singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit, Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit; Sie singen von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt, Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt. »*

Erzählen, Vorlesen, stilles Lesen

Was das Vorlesen an Möglichkeiten bietet, lässt sich im Vergleich mit dem freien Erzählen genauer fassen.

Beim freien Erzählen ist das Zusammenspiel der drei Positionen am ausgeglichensten. Erzähler und Zuhörer sind klar aufeinander bezogen und gleichzeitig, wenn auch verschieden, auf die Geschichte

ausgerichtet. Der gute Erzähler orientiert sich an der Bewegung, die er beim Zuhörer weckt. Die aktuelle Situation und der Dialog tragen und prägen seine Erzählung.

Ist der Erzähler ein Vorleser, so ergibt sich eine andere Spielvariante. Während der freie Erzähler seine Geschichte im Austausch mit den Zuhörern variieren und der Eigenart seines Publikums anpassen kann, bleibt der Vorleser weitgehend an das gebunden, was im Buch steht. Schon an der Ausrichtung des Blicks lässt sich der Unterschied erkennen. Der Erzähler schaut die Zuhörer an, und er hat die Hände frei für begleitende Gesten. Der Vorleser schaut ins Buch. Sein Spielraum für verdeutlichende Bewegungen ist eng. Diese Einschränkungen rücken den Text in den Vordergrund. Er erhält nun die ganze Aufmerksamkeit, und er braucht sie auch. Der Vorleser mutet dem Zuhörer die Sprache eines Unbekannten zu, eine Schriftsprache zudem, die fremder ist als die gesprochene, knapper gefasst, die in einer anderen Gangart daherkommt.

Der Zuhörende vernimmt die Sprache eines Fremden aus einem Mund, der ihm in der Regel vertraut ist. Er erfährt, wie man sich Fremdes im eigenen Mund anverwandeln kann. Er lernt Grundlegendes: Den Umgang mit einem Buch. Er lernt das Fremde auf Eigenes zu beziehen, mit Erinnerungen, Einfällen zu verbinden, ihm mit Fragen zu Leibe zu rücken. Die Spielvariante «Vorlesen» führt schon deutlich auf das stille Lesen zu, das ohne Begleitung, ohne Gespräch (das heisst ohne äusseren Dialog) auskommen muss.

Und was geschieht beim stillen Lesen? Ist der Ton hier einfach ausgeschaltet? Geht die dialogische Beziehung verloren? Bleibt vom Dreieck nichts weiter als eine Linie zwischen Leser und Buch?

Wenn ich von meiner Erfahrung ausgehe, bleibt auch das stille Lesen eine sehr körperliche und soziale Angelegenheit. Die Zeitung kann ich überfliegen. Das reicht für eine grobe Orientierung über das Tagesgeschehen. Sobald ich aber mehr will als Information und Überblick, muss ich langsamer lesen. Ein innerer Hörer kommt dann dazu, auch kleine Druckveränderungen an der Zunge und den Lippen und ein deutlicheres Gefühl für das Schreiten, Stolpern oder Tanzen der Sätze. Gedichte muss ich laut lesen. Für umfangreichere schwierige Texte brauche ich eine soziale Motivation, um sie überhaupt anzugehen, etwa die Vorbereitung auf eine gemeinsame Lektüre in einer Gruppe. Auch ein Vortrag wie dieser kann ein Anstoss sein.

Dass ich mit meinen Möglichkeiten und Grenzen hier nicht allein bin, zeigen Vergleiche mit den sehr unterschiedlichen Mitgliedern einer Lesegruppe, die wir vor mehr als zehn Jahren eingerichtet haben. Allen geht es ähnlich. Unser Denken ist viel enger an den Körper gebunden, an unsere Sinne, unsere Haltung und Bewegung, als wir gemeinhin annehmen. Ein zahnärztlicher Eingriff, der eine anästhesierte Zunge hinterlässt, kann uns vorübergehend ziemlich stumpfsinnig machen. Das stille Lesen ist ein unentbehrlich gewordener Notbehelf. Wo keine Not ist, lese ich gerne laut oder halblaut.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich eine Behauptung: Das stille Lesen bleibt latent bezogen auf Hören und Dialog. Wer diesen Dimensionen immer wieder ausdrücklich Raum gibt, zum Beispiel durch Vorlesen, tut auch etwas für sein stilles Lesen. Er lässt es körperhafter, weltbezogener, lustvoller werden.

Die «Gabe des Lauschens»

Wenn ich Kindern vorlese, kann mich das Räkeln, Rucken und Zucken der einen ebenso verwirren wie der Anstand derer, die sich zusammennehmen, wörtlich, die, ihre Glieder eng am Leib, reglos vor mir sitzen. Ein bestimmter körperlicher Zustand scheint für das Zuhören besonders günstig zu sein. Meiner Frau fällt es schwer, mir beim Vorlesen zu folgen, ohne dabei mit einem Bein zu wippen und einen der Hausschuhe am grossen Zeh baumeln zu lassen, was mich rasch mal irritiert und ablenkt. Ganz anders geht es mir, wenn sie strickt oder Teeblätter von getrockneten Stengeln zupft. Die monotone Bewegung ihrer Hände scheint sich zusammen mit dem Geräusch, das sie erzeugen, auf das Vorgelesene einzuspielen. Es entsteht ein elementarer rhythmischer Dialog. Den spinnenden Frauen von Orléans und den zigarrendrehenden Kubanern war dieses Zusammenwirken noch selbstverständlich. Eine monotone Handarbeit, ein Wippen oder Schaukeln scheint den Hörenden locker, durchlässig, empfänglich zu machen. Wer starrt, sieht nicht schärfer, wer die Ohren spitzt,

hört nicht besser, im Gegenteil. Es geht hier um eine diffusere Aufmerksamkeit, die nicht auf einen Punkt konzentriert ist, sondern offen steht für ein ganzes Feld. Die «Gabe des Lauschens» verliert sich, sagt Walter Benjamin in seinem Essay «Der Erzähler»,³ «weil nicht mehr gewebt und gesponnen wird, während man lauscht. Je selbstvergessener der Lauschende, desto tiefer prägt sich ihm das Gehörte ein.» Als zuhörendes Kind wippte ich auf dem Stuhl wie der Zappelphilipp. Ein knapper Verweis des Vaters stellte mich vorübergehend ruhig. Wenn ich diesen Jungen, der ich einmal gewesen bin, den zigarrendrehenden Männern zugeselle, ist er rehabilitiert.

Als vorlesender Autor an Schulen und in Bibliotheken habe ich mir noch kaum grundsätzliche Gedanken gemacht, wie ich einer Schar unbekannter Schüler, mit denen ich nur gerade eine Stunde zusammen bin, das Lauschen erleichtern könnte. Als Lehrer aber käme ich wohl nicht um die Frage herum: Wie kann ich dazu beitragen, dass in meiner Schülergemeinschaft (und bei mir selbst) Momente der Selbstvergessenheit entstehen?

Erzählen als Teil eines Rituals

Für das Vorlesen und das Erzählen gibt es besonders passende Zeiten im Tages- und Jahreslauf. Die Schwelle der Nacht hat da exemplarische Bedeutung. In manchen Stammeskulturen war das Geschichtenerzählen Teil eines umfassenderen Rituals. Bei den Eskimos und den Alaska-Indianern bildete das Erzählen eine Brücke vom Herbst zum Frühling -oder eskimogemässer ausgedrückt: einen Schlitten, der dazu diente, eine bedrohliche Zone zu durchqueren. In Zeiten des Hungers war das Erzählen oft unmittelbar lebenserhaltend. Wenn das Wetter weder Jagd noch Fischfang zuließ, mussten die Menschen im Haus zusammengedrängt lange Tage mit einem mageren Rest von Nahrung überstehen. Da war es wichtig, möglichst wenig Energie zu verbrauchen, das heisst nach dem Vorbild der Bären und anderer Winterschläfer lange zu dösen und zu schlafen. Hilfreich waren einschläfernde Erzählungen, die die Eskimos sich im Dunkeln, auf den Schlafbänken liegend, anhörten. Ein endloser, eintöniger Strom von Worten. Kaum ein Zuhörer vernahm noch den tröstlichen Satz, mit dem nach Stunden jeweils die Erzählung endete: «Nun ist der Winter wieder ein Stück kürzer.»⁴ Geschichten können also für das nackte physische Überleben wichtig sein. Shéhérazade übersteht die erste Nacht und dann tausend weitere Nächte mit ihrem Blaubart-Gatten nur dank ihrer listigen Erzählkunst. Auch Boccaccios farbige Novellen spielen vor einer dunklen Kulisse. Die jungen Adligen, die sich die Novellen erzählen, haben sich aufs Land geflüchtet, um der Pest zu entgehen. Hans Blumenberg sagt dazu, bündig wie immer: «Geschichten werden erzählt, um etwas zu vertreiben. Im harmlosesten, aber nicht unwichtigsten Falle: die Zeit. Sonst und schwererwiegend: die Furcht.»⁵

Die Nähe der Erzählung zum Ritual lässt sich auch an den stereotypen Wendungen ablesen, die den Übergang vom Gelebten zum Erzählten einleiteten. Den Lesungen und Kommentaren Tarn Flecks, des englischen Wandererzählers, ging ein Routine-Dialog voraus. Die Begrüssungsfrage: «Na, was gibts denn Neues heute Abend?», wurde beantwortet mit: «Schlechte Nachrichten.»

Die volkstümlichen Erzähler fingen ihre Geschichten mit stehenden Formeln an, die ins Fiktive oder in eine andere, eine mythische Zeit überleiteten. Eine Schlussformel rief die Zuhörer dann wieder in die Gegenwart zurück. Leider haben die Brüder Grimm nur wenige dieser Wendungen in ihre Märchensammlung aufgenommen. Neben den Normalformen «Es war einmal ...», «Und wenn sie nicht gestorben sind ...» kommen als Ausnahmen noch vor: «... zu jenen Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat ...» und als Schluss: «Ich wollte, ich und du, wir wären auch dabei gewesen.» Italo Calvino hat bei der Zusammenstellung seiner Sammlung italienischer Märchen sorgfältiger auf solche Formen geachtet. «C'era una volta ...» (Es war einmal ...) ist auch bei ihm der übliche Anfang. Doch es gibt daneben spielerisch Verdrehtes: «Si conta e si racconta a lor Signori che c'era una volta e c'era un Re e una Regina.» (Man zählt und man erzählt - oder: man berichtet und man erzählt - euch Herren und Damen, dass es einmal war und dass einmal ein König und eine Königin war.) Am Schluss steht häufig ein kurzer Vers, von dem es verschiedene Typen gibt. Einer lautet:

«Così restarono felici e contenti E noi siamo qua che ci arrotiamo i denti.» (So blieben sie also glücklich

und zufrieden, Und wir sind da und knirschen mit unseren Zähnen.)

Die Zähne knirschen, weil sie nichts zu beißen haben. Im Gegensatz zu den Zähnen der Glücklichen im Märchen.

Rituale sind dazu da, heikle Übergänge zu erleichtern. Auf das Erzählen von Geschichten bezogen etwa die Wendung vom Winter zum Frühling, vom Gegenwärtigen zum Vergangenen, zum Ursprünglichen, vom Faktischen zum Fiktiven. In unserer Kultur ist das Jahresende mit den Weihnachtsgeschichten, die sich als eigene literarische Gattung weitgehend erhalten haben, ein solcher Moment des Übergangs, und das Ende des Tages. Im Übergang vom Tag zur Nacht vollziehen wir meist ohne viel Aufhebens eine sehr gründliche Wende. Wir vertauschen eine Lebensform mit einer anderen. Wir wechseln vom Stehen und Sitzen zum Liegen: aus einer Haltung, die uns erlaubt, unsere Umgebung zu überblicken und handelnd auf sie einzuwirken, in eine, die uns der Umgebung ausliefert. Die Ohnmacht des Liegenden, seine Passivität ist Voraussetzung für den Schlaf. Mit der Körperhaltung wechseln wir auch in eine andere Gedankenwelt. «Ich habe eine Meinung, wenn ich liege», schreibt Lichtenberg, «und eine andere, wenn ich stehe.»

Eigentlich erstaunlich: Dieser abenteuerliche Übergang gelingt uns - den meisten von uns -Abend für Abend. Wir lösen die Verbindung zu den anderen: Im Schlaf sind wir allein.

Der Erzähler und Vorleser am Bettrand hilft diesen Schritt vorbereiten. Jeden Abend erlebt das zuhörende Kind die tragende Kraft der erzählenden Stimme. Sie mag berichten von Eltern, die ihre Kinder im Wald aussetzten, sie dem Hunger und den wilden Tieren preisgaben, von Prinzen, die in Rosenhecken verbluteten, von der jungen Königin, der man das Neugeborene raubte und an seiner Stelle einen Welpen ins Wochenbett legte, vom Mädchen ohne Hände ... Was auch immer passiert: Die Stimme bleibt da, bis alle Schrecken vorbei sind, bis das zuhörende Kind sein Herz durch alles Herzerreissende hindurch gerettet hat.

Vorlesen und Erzählen als Teil eines Rituals also. Was könnte das für die Schule heissen? Gibt es besonders geeignete, für das Vorlesen frei gehaltene Stunden, die erste oder letzte Stunde des Tages etwa oder der Woche? Setzen sich die Beteiligten in einen Kreis oder bilden sie eine Hufeisenform dem Lesenden gegenüber? Usw. Meine Episoden zum Erzählen und Vorlesen sind auffällig stark von Männern besiedelt. Der Vater mit dem Buch am Tisch. Wenn er es zuklappte, schlug auch die Bett- und Bettstunde. Mein Sohn mit meinem Enkel unter einer Decke unterwegs in Tolkiens Herr der Ringe. Dabei weiss ich genau, dass ein frauliches Übergewicht hier angemessener wäre. Als Hanna Johansen mir erzählte, wie sie mit ihrer Mutter zu verschiedenen Zeiten, wenn's gerade passte, auf dem Sofa gesessen sei, mit einem Buch, aus dem die Mutter vorlas, führte sie mir meine biografisch bedingte Einseitigkeit deutlich vor Augen. Ich verteidigte meinen verlorenen Posten, indem ich eine Szene aus der Literatur zum Besten gab, in der ein Schüler einem Junker, einem wüsten Kerl und Analphabeten, bei Nacht die Geschichten erzählte, die er bei Tag (das heisst bei Licht) vorbereitend gelesen hatte. Und während er erzählte, kraulte er den Junker am Kopf, denn der brauchte neben der Geschichte die Berührung, um einzuschlafen.⁶

Ihre eigenen Erinnerungen, liebe Damen und Herren, und vielleicht auch ihre Sehnsüchte, lassen sie schon die Bilder finden, die meine Sicht korrigieren. Bitte nehmen Sie auch den Autor in ihr Bild auf. Mit dem Buch ist er ja als fremder Gast zugegen. Der Vorleser hat Gelegenheit, sich dem Fremden gewachsen zu zeigen; er domestiziert ihn ein Stück weit. Der Fremde gehört vorübergehend zur väterlichen, mütterlichen, lehrerlichen Anwesenheit. Er wird nicht zum Vertrauten, aber zu einem, dem man sich, wenn man will, doch ein Stück annähern kann. Und nun folgt noch ein schöner Schlusssatz: Erst in der Auseinandersetzung mit dem Fremden gedeiht ein tieferes, ein mutiges Vertrauen.

1 Die Beispiele 1-6 und 8 sind dem Band «Eine Geschichte des Lesens» von Alberto Manguel (Hamburg 1999) entnommen, Beispiel 7 aus Rudolf Schenda: «Vorlesen und Erzählen: Kinder als Lehrer der Erwachsenen», in: Horizonte und Grenzen, Zürich 1994, 121-142.

2 Reto Pieth: Aufmerksame Hörer mit Pfoten. In: Tages-An-zeiger, vom 10.6.2002 (abgedruckt in: Bulletin

Leseforum Schweiz 11 (2002), 53.

3 In: Walter Benjamin: Illuminationen. Frankfurt 1980

4 Die Hinweise auf die Eskimos verdanke ich Knud Rasmusen, zitiert nach Michael Nagel, «Und darum sind wir nicht unwissend. Die Bedeutung des Erzählens bei den Eskimos und den Alaska-Indianern.» In: Merkel/Nagel, Erzählen. Die Wiederentdeckung einer vergessenen Kunst, Hamburg 1982.

5 Das Blumenberg-Zitat habe ich aus einem Gespräch mit Hans-Joachim Gelberg, aufgezeichnet in «Lesezeichen» 7, April 2000, herausgegeben vom Lesezentrum der PH Heidelberg.

6 Wie Anm. 1, hier 131 f.

(Erstmals erschien dieser Aufsatz in leicht veränderter Form in: «1000 und 1 Buch», 1/2005, 4-12). Jürg Schubiger, Ekkehardstr. 18, CH-8006 Zürich, juergschubiger@bluewin.ch